

Der Schützenkönig [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. II - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

12. März 1938

Vorfrühling

Von Friedrich Hebbel

Wie die Knospe hütend,
Daß sie nicht zur Blume werde,
Liegt's so dumpf und brütend
Ueber der drängenden Erde.

Wolkenmassen ballten
Sich der Sonne entgegen,
Doch durch tausend Spalten
Dringt der befruchtende Segen.

Glüh'nde Düfte ringeln
In die Höhe sich munter.
Flüchtig grüßend, züngeln
Streifende Lichter herunter.

Daß nun, still erfrischend,
Eins zum Andern sich finde,
Rühren, Alles mischend,
Sich lebendige Winde.

Der Schützenkönig

NOVELLE von ERNST ZAHN

4

„WATER!“ sprach eines Abends der kleine Adli Zumbrunnen wieder an.

„Was ist?“ fragte dieser, der auf der Hauszinne draußen stand und gedankenvoll auf den See hinunterschaute, von woher er an jenem Sonntag die Anna Schmid hatte des Weges kommen sehen.

„Du hast mich schon lange nicht mehr reiten lassen“, beklagte sich Adli und machte ein ernstes Gesicht.

Die blauen Augen kamen dem Vater traurig vor. Er brach in der ganzen Zuneigung auseinander, die er für das Kind hatte, setzte sich auf den nächstbesten Stuhl und den Knaben auf die Knie. „Reite, reite, Köhlein“, sang er willig und ließ das gesunde Bein mit ihm auf und nieder fliegen.

Adelrich lachte, jauchzte fast vor Lachen. Und doch, als das Spiel zu Ende ging, schien ihm noch etwas nicht ganz nach Wunsch zu sein; denn er fragte: „Gelt, Vater, du hast mich schon noch gern?“

Diese Frage hingte sich an das Uebrige, was Zumbrunnen zu denken gab. Aufgeschreckt, beruhigte er das Kind mit einem: „Natürlich, was redest auch!“ Aber gleich darauf verließ er ihn und hatte draußen hinter der Tür schon wieder die andere im Sinn, um deretwillen so viele „Wenn und Aber“ ihm wie Widerhaken in der Seele hingen. —

Eine sonderbare Zeit folgte, eine Zeit, die den Pflichtmann Zumbrunnen doch von seinem Alltag abzulenken begann, die ihn hin und her zerrte und machte, daß er sich selber nicht mehr kannte.

Da fuhr er eines Tages zu Markt ins Tal. Nicht, daß er das nicht schon früher getan hätte. Aber es gab diesmal keinen eigentlichen Grund, kein Vieh zu verkaufen, noch zu kaufen, auch sonst keine dringenden Geschäfte. Die alte Lene machte ein unzufriedenes Gesicht. Sie konnte recht sauer aussehen. Zumbrunnen bemerkte ihre Unwirschheit wohl, auch wie sie eine Frage auf der Zunge hatte und wie sie ihm gedankenvoll nachschaute. Er merkte genau, daß sie wußte, wie es um ihn stand. Er behielt auch den verwunderten, hilflosen und erschrockenen Ausdruck in Adlis Augen im Gedächtnis.

Unterwegs zur Stadt focht er einen richtigen Krieg mit all diesen Dingen in sich aus. Aber bis er in den Hauptort kam, hatte er die Zweifel mit der Ueberzeugung geschlagen, daß er, Zumbrunnen, auch das Recht auf eigene Wünsche habe, und der anderen, daß zuletzt schon alles werde recht werden. Noch immer hätten sich die Leute in Unabänderliches geschickt!

Bei den Schmid's gab es ein mächtig freudiges Wiedersehen. Zwar war der Laden wie immer an Markttagen voll; aber Vater und Mutter Schmid ließen die Kunden, die sie gerade unter den Messern hatten, sitzen und eilten auf Zumbrunnen zu, als wäre er eben von einer Erdumseglung zurückgekommen. Die Anna, die gerade einen Mann von seinem Stuhl entließ, unterbrach die Reihenfolge und hieß Zumbrunnen sich bei ihr niedersetzen, obgleich drei andere Gäste vor ihm hätten an die Reihe kommen sollen und nun höchst unzufriedene Mienen machten.

Zumbrunnen nahm verwirrt Platz. Er vergaß die ganze Umgebung und sah nur der Anna junges Gesicht. Er mußte immer wieder in den Spiegel sehen, wo es erschien und verschwand. Er schaute sich hinein, blindlings wie ein junger Burtsche, der sich gedankenlos seinen ersten Rausch trinkt.

Aber auch die Anna war erregt.

Keines tat indessen dem anderen mit Wort oder Gebärde irgend etwas Auffallendes an. Jedes hielt sich vielmehr fast ängstlich zurück, um dem anderen nicht zu verraten, wie ihm zumute war. Dennoch brach sich von einem zum anderen irgend etwas Bahn, was wie ein benebelndes Gas war.

So rasch war er noch nie bedient und abgefertigt worden, dachte Zumbrunnen, als Anna ihm das schützende Tuch aus dem Kragen nahm. Er blieb unwillkürlich noch sitzen, und sie schien das für ganz natürlich anzusehen. Sie hatten vorher dann und wann ein Wort gewechselt, gleichgültige Dinge. Keines hätte jetzt noch zu sagen gewußt, was sie gesprochen. Aber jetzt schien beiden, sie seien zueinander nicht freundlich genug gewesen. Die rasch vergangene Viertelstunde reute sie.

„Wann sieht man sich denn wieder?“ fragte Zumbrunnen dann.

„Das kann vielleicht wieder lang gehen“, gab sie zurück.

Da sie leiser und nur zueinander redeten, verlor sich ihr Gespräch in der lautereren Unterhaltung, die an den beiden anderen Stühlen ging.

„Kommt Ihr etwa wieder einmal nach Arni?“ fragte Zumbrunnen weiter und noch immer mit dem Abschied zögernd.

„Auch das kann wieder lange dauern“, entgegnete sie.

„Schade! Ihr habt hier nicht viel Zeit.“

„Nach Feierabend schon.“

„Wann ist das?“

„Um sieben Uhr schließen wir.“

Zumbrunnen überlegte, daß der letzte Zug nach Steg um neun Uhr ging. So spät war er nie nach Hause gefahren! Aber jetzt schien ihm auf einmal die Möglichkeit gegeben. „Vielleicht komme ich noch einmal vorbei“, sagte er, diesmal so vertraulich, daß nur die Anna es hören konnte. Dabei wurde ihm das Gesicht heiß. Er schämte sich irgendwie seiner selbst im Gefühl, daß das, was er jetzt dachte und blindlings tat, weder zu seinem Alter noch zu dem Manne paßte, der er bisher gewesen war. Er stand jetzt auch auf, nahm seinen Stock, gewann aber dann, als habe der ihm Festigkeit gegeben, seinen Gleichmut zurück. Dann bezahlte er, wechselte noch ein paar Worte mit den Schmidts, nickte Anna befangen zu und verließ den Laden.

Die Zurückgebliebenen, mit Ausnahme Annas, sangen wieder sein Lob, das Lob des großen Schützen und wohlhabenden Mannes. Die Anna hörte es neu verwundert, aber nicht ungern, und wälzte einen Gedanken um und um: Sollte sie? Sollte sie nicht? Der Zumbrunnen hatte bestimmt Feuer gefangen!

Schon ging es dem Abend zu, als Thomas Zumbrunnen neu in der Straße erschien. Er hatte ein paar Geschäfte erledigt, darunter solche, die er nur erfann, um die Zeit totzuschlagen. Lange hatte er in einer Wirtschaft am Fenster gesessen, heimlich nach dem Friseurladen hinübergeschaut und mit sich selbst aufgeregten Rat gepflogen: Ist das vernünftig, was du vorhast? Wird überhaupt etwas werden?

Jetzt tat er nicht dergleichen, als kummerten ihn die Schmidts und ihr Geschäft. Da und dort auf seinem Wege rollten, während er vor einer Auslage stehenblieb, vor seinen Augen die Läden herab. Was tat er noch da? fragte er sich dann und humpelte doch weiter hin und her, dem Geschäft der Schmidts näher und näher. Er sah den Friseur den Laden verlassen und in einer anderen Richtung davongehen. Bald folgte ihm seine Frau, und Zumbrunnen erinnerte sich, daß sie in einer der

nächsten Gassen wohnten. Da erschien auch die Anna und schloß von außen die Tür.

Sich umwendend erblickte sie ihn. Sie war neugierig gewesen, ob er kommen würde, hatte auch schon nach ihm ausespioniert; aber sie ließ sich nichts merken.

Vortretend sagte er: „Jetzt ist also Feierabend?“

„Ja, endlich“, gab sie zurück.

Nun werde sie wohl zu Tische gehen? fragte er unbeholfen.

Sie aber, innerlich vergnügt über den ausdauernden Verehrer, erwiderte, es eile ihr nicht.

Nun wußten sie nicht recht weiter; aber Zumbrunnen schlug einigermaßen stotternd vor, dann könne man vielleicht einen kleinen Gang machen, damit man noch ein wenig plaudern könne.

„Gewiß“, stimmte sie zu und trat schon willig an seine Seite.

Anfangs störten sie die Fenster, die auf sie niederlauernten, und die wenigen Leute, die noch unterwegs waren.

„Wohin wollen wir eigentlich?“ fragte Anna.

„Das will ich Euch fragen“, erwiderte Zumbrunnen.

Sie befaß sich und sagte dann, er werde wohl am liebsten dem Bahnhof zugehen. Das sei auch ein schöner Weg und man sei dann gleich am Ort, wann er fahren müsse.

Zumbrunnen war das recht, und sie strebten ortsaußwärts in die lange Kastanienallee, die dem weit entfernten Bahnhof zuführte.

Unter den Bäumen war es still, augenblicklich keine Seele um den Weg.

Nun holte Zumbrunnen etwas tief herauf: „Wie gut von Euch, mir noch Zeit zu schenken! Ich habe noch lange an Euren Besuch auf Arni denken müssen.“

„Ich denke auch gern daran“, erwiderte sie. Aber sie war ein wenig erschrocken. Es schien ihr, es könnte jetzt schon Ernst werden mit dem Schützenkönig! Dann aber sprang in ihr wieder die Neugier auf, wie es sein würde, wenn man aus dem engen Friseurladen, aus dem engen Leben überhaupt heraus und in Wohlhabenheit in die schönen Berge hinaufkommen würde. Und in ihren leichten Sinn schien ihr eine Hochzeit ein Ding, das man wie ein Kleid, das einem verleidet, wieder ablegen könne.

Indessen fuhr Zumbrunnen immer ernsthafter weiter: „Wenn Ihr nur bald wiederkommen wolltet.“

„Warum nicht?“ fragte sie neckisch dagegen.

„Am liebsten alle Tage! Am liebsten für immer!“

Die Anna lachte. „Dazu ist der Weg doch zu weit.“ Aber ihre lockenden Augen ergänzten: An mir liegt es nicht, wenn ich nicht komme.

Zumbrunnen, der zu ihrer Linken ging, nahm ihre Hand, und weil sie sie ihm ließ, sagte er mit einer stillen, eindrucksvollen Herzlichkeit: „Ich bin kein Heuriger mehr, auch kein Soldat, mit dem Bein da, aber ich könnte eine Frau schon noch gern haben und ihr das Leben recht machen.“

Die Anna schaute vor sich nieder. Sie war nichts weniger als entschlossen, was sie tun sollte; das Bein, von dem er sprach, war ihr nicht das einzige Bedenken; aber das eigentümliche Gelüsten nach einem Versuch stieß sie vorwärts.

Während sie noch schwieg, nur die Hand, die die ihrige noch immer hielt, fast mechanisch drückte, fuhr Zumbrunnen fort: „Das kommt Euch gewiß alles viel zu rasch. Vielleicht wollt Ihr einmal mit Vater und Mutter davon reden.“

Dieser Vorschlag weckte ihren Widerspruch. Sie war den Eltern entwachsen, auch jetzt versucht, ihre Selbständigkeit zu zeigen. „Das ist nicht nötig“, erwiderte sie rasch.

„Anna!“ schnaufte Zumbrunnen auf.



Intérieur (Paris)

Gemälde von B. Züricher

Sie schaute zu ihm auf, ergriffen von der Bewegung, deren er sichtlich mühsam Herr wurde.

Er sah, daß sie alles verstand, was er meinte, und daß er sich nicht irren konnte, daß sie bereit war, zu ihm zu kommen.

„Herrgott!“ stieß er heraus und stand mitten in der Straße still. Er wußte, daß er jetzt noch eine Menge Dinge sagen sollte, die ihm in diesen letzten Wochen zu schaffen gemacht und die gegen eine Heirat des jungen Mädchens mit ihm bestanden. Man sprach; aber einmal in seinem Leben wurde er feig und wagte nicht mehr, das, was so gut wie entschieden war, durch Bedenken zu stören. Er legte den Arm um Annas Hüfte und zog sie zu einer Bank, die, wie ein paar andere, längs des Weges unter dem Baumdach stand.

Es war keine Liebesbank. Leute kamen jetzt vom Bahnhof her. Minutenlang blieb die eben noch verlassen gewesene Straße belebt und schaute einer und der andere der Vorbeigehenden nach dem Paar.

Aber Zumbrunnen war jetzt zumut wie nach einem Meisterschuß, wenn das Zielen vorüber, die Kugel saß und er sicher war, daß er nicht mit einem Finger gezußt. Gelassen, fast nüchtern, als gelte es nur noch den Preis entgegenzunehmen, sprach er von der nahen Zukunft, davon, wie er Anna das Leben auf Arni gestalten wolle, und daß eine stille Hochzeit wohl am Platze sei. Das habe er nicht zu träumen gewagt, fuhr er weiter, wenn er auch seit jenem Schützenfestsonntag so merkwürdige Wünsche gehabt hätte. Jetzt wolle er nur versprechen, daß, soweit es an ihm liege, sie ihren Entschluß, es mit ihm zu versuchen, nie werde bereuen müssen. Sie möge mit den Eltern sprechen und dann sobald als tunlich nach Arni kommen, wenngleich er andererseits auch bereit sei, zu warten, sofern sie das wünschen sollte. Im übrigen

werde es in den nächsten Tagen wohl manches hin und her zu schreiben geben.

Anna hörte ihm zu. Das war ein ehrenhafter Mann, dachte sie. Fast wehte sie wieder etwas wie Ehrfurcht an. Und wieder gab sie der Eitelkeit Raum. Ein Rasiermädchen wurde die Frau des hochangesehenen Thomas Zumbrunnen! Ein Körperliches hatte daneben nicht Stimme, wenn ihr auch nachher, als Zumbrunnens Arm sich um sie engte, das Gefühl nicht zuwider war, sich in die Hut des Mannes mit dem kühnen Gesicht und den guten Augen zu lehnen.

Inzwischen war es Zeit geworden, zum Zuge zu gehen.

„Begleitest du mich noch?“ fragte Zumbrunnen. Es war das erstemal, daß er sie duzte.

„Natürlich“, gab sie zurück.

Aber dann fehlten ihnen die Worte. Vielleicht, weil immer wieder Leute ihnen begegneten.

Nach einigem Schreiten traten sie miteinander auf den Bahnsteig hinaus. Die Geleise lagen vor ihnen still, als sei aller Verkehr eingestellt. Aber ein paar auf dem Bahnsteig Wartende störten sie auch hier. Nur als im Norden auf der geraden, ebenen Strecke der Zug auftauchte, fragte Zumbrunnen: „Schreibst du mir bald?“

Sie bejahte, und während der Zug einfuhr, stand er vor ihr und schaute unverwandt und von ihrer Anmut verzaubert in ihr Gesicht. Er hatte ihre Hand in der seinen behalten, und eine Sekunde lang empfand er Lust, sie zu küssen; aber er wagte es nicht, schüttelte ihr nur die Hand und stieg dann ein.

Jetzt sah sie, wie er mühsam aufs Trittbrett kletterte, und es gab ihr einen Stich; aber sie behielt nicht Zeit, nachzudenken. Zumbrunnen stand schon am erstbesten Wagenfenster

und wiederholte noch einmal: „Das habe ich nicht zu hoffen gewagt, als ich heute in Arni wegfuhr.“

Sie lächelte ihm willig zu und antwortete: Ich bin auch noch ganz verwirrt.“

Schon kam der Zug ins Rollen.

Zumbrunnen winkte nicht. Er ließ sich nieder auf die Bank, allein in dem kleinen Platzviereck. Eine kurze Weile empfand er noch die Tatsache, daß Anna auf dem Bahnsteig stand und er von ihr fortgetragen werde.

Auch sie sah dem Zug ein wenig benommen nach. Aber dann trat sie den Heimweg an. Die würden staunen daheim, dachte sie. —

Thomas Zumbrunnen saß, den Stock zwischen den Beinen. Jetzt spürte er das Fahren nicht mehr, sah nichts mehr von der Gegend, merkte nicht, wenn der Wagen hielt.

Der Zug polsterte an einer steilen, kahlen Berghalde vorbei, die von den Lawinen, die hier jedes Jahr niedergingen, rafe-fahl gefegt war. Wie eine Lawine stürzten auch die Gedanken über Zumbrunnen. War es möglich, daß Wünsche sich erfüllt hatten, denen er noch gar nicht hatte Raum lassen wollen? War es möglich, daß er noch einmal Hochzeiter war? Was würde die Lene sagen? Was — — er erschraf — — er hatte ganz vergessen, dem Adli etwas mitzubringen! Und der Adli — aber die Gedanken glitten ab. Andere überwandten sie: Jetzt war die Anna vielleicht schon daheim! Jetzt erzählte sie den Eltern. Jetzt — wann konnte wohl Nachricht von ihr kommen? — —

Thomas Zumbrunnen wußte nie nachher, wie er nach Steg gelangt, dort ausgestiegen und den steilen, steinigten Weg nach Arni hinaufgekommen.

Viertes Kapitel.

Ein schöner, stiller Morgen ging über Arni auf. Im Tal lag Nebel; aber hier oben war eine Welt für sich. Ueber einem grauen, reglosen, stockenden Meer von Schwaden und, wie ihm entstiegen, träumten hier grüne, saftige Hänge, wetterbraune Hütten, schwarze, reglose Wälder und ragten darüber die Felswände, Zäken und Türme mit goldenem Sonnenstrahl umgetan.

Ein Wunder für sich war das Seelein. Das war wie das bildgewordene Staunen. Grünblau, gleich einem Glas so glatt und glänzend, gab es das Bild der Welt zurück, die Hänge und die Wälder und die Felsen. Keinen Abton von Grün und Gold und Grau und keinen Baumzweig, keinen Riß im Stein, keine noch so spitze Spitze vergaß es zu spiegeln.

Thomas Zumbrunnen stand früh auf. Wie immer war der blonde Adli schon wach und schaute aus seinem Kissen auf den breiten Rücken des Vaters, der auf seinem Bett saß und sich die Hose anstreifte. Und Adli war neugierig, was Zumbrunnen ihm diesmal wohl mitgebracht, und dachte, der kleine Kram werde wohl in der Hose stecken, die der Vater jetzt mit dem Gürtel festschnallte.

„Tag, Vater“, grüßte er.

Männer und Jäger wie Zumbrunnen erschrafen nicht. Aber ganz tief innen hemmte ihm etwas einen Blick lang den Atem. Dann wendete er sich um und grüßte: „Tag, Adli.“ Und sah das Staunen und die kleine Ungeduld in den Kinderaugen. Dann nahm er seinen Geldbeutel, das alte, unförmige Lederding, aus der Tasche und suchte einen Zwanziger heraus. „Kannst dann bei der Konsummarie für zwanzig Rappen Schleckzeug holen, Adli“, sagte er und reichte ihm die Münze ins Bett. „Ich habe gestern keine Zeit gehabt, etwas zu kaufen.“

Adelrich leuchtete auf und dankte. Er dachte nicht, daß etwas hätte anders sein können. Das dachte nur Zumbrunnen. Und

er brauchte länger als sonst zum Ankleiden, half auch dem Adli genauer als sonst. Und während seine Hände den Knaben berührten, war er ein paarmal versucht, ihn an sich zu ziehen und zu streicheln. Weil ihm aber war, als wolle er damit gut Wetter machen, zürnte er sich selbst, ließ den Buben plötzlich los, riß sich zusammen und sagte mit einer lauten, beherrschten Stimme: „Was würdest sagen, wenn du wieder eine Mutter bekämest?“

Adli verstand nicht. Ihm fiel nur auf einmal die Anna ein, an die er in letzter Zeit und seit sie hier oben gewesen, aus irgendwelchen Gründen immer wieder denken mußte. Aber er wurde sich nicht klar, was es mit ihr für eine Bewandnis haben sollte.

Fortsetzung folgt.

Der frohe Wandersmann

Von Joseph Freiherr v. Eichendorff

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur von Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not und Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Rehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß ich nur walten:
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' auf's best' bestellt.

* * *

Friedrich Hebbel

Zu seinem 125. Geburtstag am 18. März 1938.

Im 19. Jahrhundert wurden Klassik und Romantik mehr und mehr durch die Realistik, Gestaltung der Wirklichkeit, Wiedergabe des Tatsächlichen, ersetzt. Wie im Bernerland Jeremias Gotthelf dem Bernervolk mit wuchtigem Realismus einen Ehrenplatz in der Literatur angewiesen, Gottfried Keller in wunderbarer Mischung von reiner Wirklichkeit und seltsamer Romantik seinen Zürichern den Spiegel vor Augen hielt, so zeichneten mit sieghaftem Humor und echt nordischer Fähigkeit die beiden Dialektdichter Klaus Groth und Fritz Reuter sowie der große Dramatiker Friedrich Hebbel die Welt, wie sie ist.

Am 18. März 1813 im Dithmar'schen Dorfe Wesselsburen als Sohn eines armen Maurers geboren, wuchs Hebbel bei dürftiger Bildung und fast gänzlichem Mangel an geistiger Anregung zum Jüngling heran. In seiner ergreifenden Lebensbeschreibung „Meine Kindheit“ hat er ein trostloses Bild seiner Knabenjahre entworfen. Von seinem Vater schreibt er darin: „Die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. Selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten“. Nach seiner Entlassung aus der Dorfschule kam er als Schreiber zu dem Kirchspielsvogt Mohr, erfuhr aber bei demselben allerhand Kränkungen, die er Zeit seines Lebens nicht verwinden noch vergessen konnte. Er mußte z. B. mit dem Kutscher in einem Bett schlafen und die spärlichen Mahlzeiten mit Knechten und Mägden einnehmen. „Nie verwinde ich das wieder, nie, und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen“, hat er später schmerz-erfüllt ausgerufen. Durch eine seltene, ans Wunderbare grenzende Kraft der Selbsterziehung ergänzte Hebbel seine mangel-